

Die nekrophile Gesellschaft

Erich Fromm: „Anatomie der menschlichen Destruktivität“ / Von Hans Krieger

Erich Fromm entdeckt die Liebe zum Tod als geheimen Grundsatz unserer Zivilisation und beschwört die Liebe zum Leben. Er zeichnet das düstere Bild einer Welt, in der Destruktivität überhand nimmt, und bekennt sich zur ungeduldig aktiven Hoffnung auf eine bessere Welt, in der kein Mensch mehr den anderen bedroht: „Echte Freiheit und Unabhängigkeit und das Ende aller Formen ausbeuterischer Herrschaft könnten die Liebe zum Leben wirksam werden lassen, jene Kraft, die allein die Liebe zum Tod besiegen kann.“

Große Menschheitsfragen stehen zur Debatte: das Gelingen oder Scheitern des „Experiments homo sapiens“. Die Verlagswerbung greift hoch: „Zweifelloser einer der Marksteine in der geistigen Auseinandersetzung unseres Jahrhunderts.“ Unseres Jahrhunderts: das will etwas heißen in einer Zeit der geistigen Kurzatmigkeit. Es will auch etwas heißen bei einem Autor, der den Begriff des Charakters zu neuen psychoanalytischen Ehren bringt, aber sich an den bedeutendsten psychoanalytischen Charakterforscher, dem er doch uneingestandenmaßen einiges an Anregung verdankt, schon nicht mehr erinnern will: Wilhelm Reichs „Charakter-Analyse“ erschien 1933.

Der betont nüchterne Teil des umfangreichen Werkes ist von anspruchsvoller Bescheidenheit —

Erich Fromm: „Anatomie der menschlichen Destruktivität“; Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, 1974; 473 S., 38,— DM.

Er kontrastiert nicht nur mit der emotionsgesättigten Thematik, sondern auch mit der Ankündigung des Autors, das Buch sei „der erste Band einer umfassenden Arbeit über die psychoanalytische Theorie“ (was wohl heißt: seine, des revisionistischen Dissidenten eigene „psychoanalytische“ Theorie), und mit dem Anspruch, Freuds „physiologisches“ (?) Erklärungsprinzip durch ein „sozialbiologisch-evolutionäres“ ersetzt zu haben. Anatomie reicht da nicht hin. Eher wäre von einer Anthropologie der Aggression zu sprechen, und es wäre wohl dienlich gewesen, wenn Fromm seinen anthropologischen Ansatz eindeutig als solchen gekennzeichnet und seine wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen gründlicher diskutiert hätte. Die Anthropologie pflegt meist dort anzufangen, wo die Empirie aufhört.

Was mit „sozialbiologisch-evolutionär“ (oder „soziobiologisch“, wie es an anderer Stelle heißt) eigentlich gemeint ist, wird in der Einleitung nur vage angedeutet und im Fortgang der Untersuchung als Methode nicht recht faßbar. Zunächst handelt es sich um ein multidisziplinäres Verfahren, bei dem die Disziplinen (von der Paläontologie bis zur Neurophysiologie) mehr koexistieren als einander bereichern. Man muß nur den Abschnitt „Adolf Hitler — ein klinischer Fall von Nekrophilie“ mit dem Hitler-Kapitel in Eriksons „Kindheit und Gesellschaft“ vergleichen, um zu ermessen, um wie viel fruchtbarer die Kooperation von Geschichtswissenschaft und Psychoanalyse sein kann.

Denn Fromm gewinnt die historische Dimension, die bei Freud unterentwickelt blieb, indem er das biologische Fundament der Psychoanalyse opfert: Da er mit dem (gewiß kritischer Weiterentwicklung bedürftigen) Triebkonzept Freuds nichts anfangen kann, muß er auf einen vorfreudischen psychologischen Idealismus zurückgreifen. Wenn er etwa in einer Auseinandersetzung mit Freuds Begriff des „analen“ (oder „anal-sadistischen“) Charakters die Libido-Ökonomie durch eine Typologie menschlicher „Bezogenheit“ ersetzen will, tauscht er zwar ein enger gefaßtes Modell gegen ein anthropologisch weitergreifendes ein, aber auch ein erklärendes Prinzip gegen ein bloß noch deskriptives, das letztlich in die Tautologie führt. Und vor allem gibt er preis, was die sozialpsychologische Fruchtbarkeit des Freud'schen Ansatzes ausmacht: die Möglichkeit, Gesellschaft und Psyche im Organismus zu vermitteln. In der Stuhldressur hat der zwanghafte Persönlichkeitstypus, den Freud den „analen Charakter“ nannte, eine leibhaftige Grundlage; wie Fromms „hortender Charakter“ sich bildet (das gleiche Phänomen, gedeutet als eine „spezifische Art der Bezogenheit“), bleibt der Spekulation überlassen. Das ist bei einem Autor, der seine Methode „soziobiologisch“ nennt, einigermassen paradox.

Mühe los kann Fromm die populäre Aggressionstriebe-Theorie eines Konrad Lorenz aus den Angeln heben — Gnadenstoß für einen längst siechen Gegner. Daß es leichtfertig ist, menschliche Greuelthaten einfach einem genetisch programmierten Aggressionspotential zuzuschreiben, heißt allerdings noch nicht, daß in Sadismus und Krieg nicht auf verwickeltere Weise Trieb-Energien zum Ausbruch kommen. Wenn der Mensch, wie Fromm schreibt, „während des größten Teils seiner Geschichte in einem Zoo gelebt hat“, dann muß man mit beträchtlichen Deformationen des natürlichen Triebens rechnen. Möglicherweise ist dann auch noch Fromms Satz: „Es ist das Menschsein, was den Menschen so unmenschlich macht“ ein Fehlschluß aus Zoo-Betrachtungen.

Fromm beginnt mit einer notwendigen Begriffserklärung. Er scheidet streng zwischen reaktiver oder defensiver Aggression, die phylogenetisch programmiert und biologisch angepaßt ist, und einer nur dem Menschen eigenen, biologisch nicht angepaßten destruktiven Aggression. Gegen die Begriffsschlamperei der meisten Psychoanalytiker, Destruktivität mit dem gleichen Wort zu bezeichnen wie jede Art von (bloß motorischer oder auch konstruktiver) Aktivität, hat zwar schon vor Jahrzehnten Reich Front gemacht, und neuerdings hat Arno Plack auf klarer Unterscheidung bestanden, aber die Konfusion in der Aggressionsdebatte ist noch immer groß genug, um Fromms Abgrenzung der Phänomene ein Verdienst zu nennen. Sie nimmt bei ihm dann doch eine originelle Wendung.

Die defensive („gutartige“) Aggression sieht Fromm in den Instinkten verwurzelt, die destruktive („böartige“) Aggression dagegen nennt er eine „Leidenschaft“, die ihren Ursprung im „Charakter“ hat. Das könnte ein sehr fruchtbarer Ansatz sein, wenn Fromm von dem psychoanalytischen Charakterbegriff ausginge: als eines habituell verfestigten Kompromißsystems zwischen Triebanspruch („Lustprinzip“) und den Forderungen der Außenwelt („Realitätsprinzip“), das noch in der Abwehr gegen den Trieb-Impuls von ihm gespeist und geprägt wird. Doch Fromm leistet weder eine fundierte Auseinandersetzung mit dem psychoanalytischen Konzept des Charakters, noch entwickelt er eine eigene ausgearbeitete Charaktertheorie. Er nennt den Charakter die „zweite Natur“ des Menschen, die als Ersatz für die fehlende Instinktsicherheit diene; er nennt ihn die „spezifische Struktur, in der die menschliche Energie organisiert ist“, aber um was für eine Art von Energie es sich da handelt und auf welche Weise sie zu einer Struktur organisiert wird, sagt er nicht.

So kann auch die Charakterstruktur, weil selber nicht erklärt, nichts erklären. Grausamkeit als

Perversion zu bezeichnen, hilft auch nicht weiter, wenn nicht klar ist, was genau da warum und unter welchen Bedingungen pervertiert. So bleibt nur die philosophische Existenzaussage: Der Mensch steht vor der Notwendigkeit, seinem Dasein einen Sinn zu geben, „die banale Existenz der reinen Fristung des Lebens zu transzendieren“, und das ist die Funktion seiner Leidenschaften. Den sadistischen oder destruktiven Menschen, der bedauerlicherweise eine lebensfeindliche Leidenschaft gewählt hat, kann man dann „auch als einen Menschen bezeichnen, der auf der Suche nach seinem Heil den falschen Weg eingeschlagen hat“.

Was es mit der „Liebe zum Leben“ auf sich hat, wenn dieses Leben erst durch Leidenschaften der Trivialität entrissen werden muß, bleibt dann freilich ebenso zweifelhaft wie die Logik eines Denkens, das in den Leidenschaften sowohl das „Symptom einer psychischen Dysfunktion“ als auch eine Sphäre des „Heiligen“ zu erblicken vermag. In wissenschaftlicher Einkleidung feiert hier die alte Zwei-Naturen-Lehre fröhliche Urständ.

Um so leichter gelingt der Schluß vom individuellen Charakter auf den Charakter einer ganzen Gesellschaft. Eben weil Fromm der Frage nicht nachgeht, auf welche Weise vitale Bedürfnisse sich an gesellschaftlichen Bedingungen brechen und von ihnen überformt werden, kann ein oberflächlicher Parallelismus sich aufdrängen.

Fromm nennt die moderne Gesellschaft „nekrophil“, sieht in der Vergötterung der Technik, der Verdinglichung der menschlichen Beziehungen durch den Markt, der Umweltzerstörung, der nuklearen Rüstung die Symptome einer Herrschaft des Toten über das Lebendige. Der Begriff „nekrophil“ ist der Bezeichnung für eine sexuelle Perversion entlehnt. Es mag plausibel klingen, wenn Fromm von einem „nekrophilen Charakter“ spricht, obwohl es sich um eine reine Analogiebildung handelt. Die nekrophile Gesellschaft aber ist nicht mehr als eine griffige Metapher. Metaphern können nützlich sein, um ein komplexes Bündel von Phänomenen knapp zu kennzeichnen. Nur darf man nicht meinen, mit der Prägung solcher Formeln schon Analyse geleistet zu haben. Sonst verkommt die Theorie zum kulturkritischen Feuilleton.

Die Fülle des Detailwissens, das in dieses Buch eingearbeitet ist, und das humane Engagement des Autors nötigen zum Respekt. Aber seiner Diagnose fehlt Genauigkeit und Tiefe. Gerne teile ich Fromms Hoffnung auf eine lebensbejahende, von der Liebe zum Leben getragene Kultur, in der die Verstrickung in Selbstzerstörung überwunden ist, und seinen Glauben an die reale Möglichkeit, sie zu schaffen. Einen Weg dorthin hat er nicht gewiesen.

Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen — auch von Teilen — bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

